
Christian Mittermüller, *Sprachskepsis und Poetologie. Goethes Romane ‚Die Wahlverwandtschaften‘ und ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre‘*. (Hermaea N. F. 116) Niemeyer, Tübingen 2008. VI/234 S., € 59,95.

Der Umschlagtext übertreibt: „Die Studie rekonstruiert in detaillierten Textanalysen den bislang kaum wahrgenommenen Zusammenhang zwischen Sprachskepsis und Dichtungstheorie und eröffnet auf diese Weise einen neuen Zugang zu Goethes Spätwerk.“ Denn ‚wahrgenommen‘ wurde dieser Zusammenhang bisher schon. Doch so ausführlich und zugleich zielgerichtet wie in dieser Freiburger Dissertation wurden die beiden Romane Goethes bislang nicht in Beziehung gesetzt. Mittermüller eröffnet mit einem Ausgriff auf die „Plastikwörter“ unserer heutigen „Legosprache“ (S. 3), um von dort aus über die Sprachkrise um 1900 auf die Zeit um 1800 zurückzuspringen, die – „weniger bekannt“ – bereits „durch eine ausgeprägte Sprachskepsis gekennzeichnet“ sei (S. 5). Die Untersuchung der beiden Altersromane Goethes rechtfertigt Mittermüller damit, dass die Einzeltexte zwar kein interpretatorisches Neuland darstellten, „aber kaum je unter einem verbindenden Gesichtspunkt betrachtet wurden“ (S. 5). Bei der Auseinandersetzung mit der Forschung nimmt Mittermüller kein Blatt vor den Mund, wenn er diese als wenig überzeugend abkanzelt (S. 8, Anm. 21), ihr die bloße „Nacherzählung von Gesprächsverläufen“ (S. 11) oder einen „weihevollen Sprachduktus“ (S. 12) vorhält.

Unter der Kapitelüberschrift „Sprachskeptische Horizontbildung“ wird dann die Sprachskepsis um 1900 mit derjenigen um 1800 zusammengeschaltet. Bei dieser Verknüpfung, so die These Mittermüllers, geraten die sprachtheoretischen Äußerungen Friedrich Nietzsches, Fritz Mauthners und Hugo von Hofmannsthals in „erstaunliche Nähe“ zum späten Goethe, was „die Modernität des Weimarer Klassikers“ belege (S. 19). Lassen sich Nietzsches frühe Rhetorik-Vorlesung *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne*, Mauthners *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* und Hofmannsthals *Chandos-Brief* wirklich so bruchlos auf eine Sprachskepsis um 1800 rückbeziehen? Mittermüller versucht dies an Herders *Abhandlungen über den Ursprung der Sprache*, an Lichtenbergs sprachkritischen *Aphorismen* – der bekannteste: „Die Metapher ist weit klüger als ihr Verfasser“ (S. 49) – und an den verstreuten Überlegungen Goethes zur

Sprache zu demonstrieren. Fasst man den Begriff der Sprachskepsis weit, nämlich als Reflexion über „die generelle Unzulänglichkeit der Sprache“ (S. 56), so gelingt dies.

Die *Wahlverwandtschaften* werden als Roman gelesen, der den Leser durchgehend „mit semiotischen Fragestellungen konfrontiert“ (S. 59). Am vierten Kapitel mit der berühmten chemischen Gleichnisrede analysiert Mittermüller zunächst die von Goethe fast penetrant thematisierte Ordnung als „kompensatorische Motivation“ des Erzählens (S. 62), bevor er die Verwendung chemischer Begrifflichkeiten als sprachskeptisches Reden darstellt. Schon der Titel des Romans gibt ja einen Leitbegriff vor, dessen „terminologische Insuffizienz“ von den Protagonisten thematisiert wird, wodurch eine „selbst-subversive Konstellation“ entstehe (S. 73). Gegen die Forschungsmeinung, die Goethes chemische Gleichnisrede umstandslos der Figurenkonstellation zuordnet (S. 74f.), setzt Mittermüller deren „sprachkritische Dimension“ (S. 75). Er geht dabei soweit, die *Wahlverwandtschaften* als „eine avantgardistische Antizipation des ‚roman expérimental‘“ 70 Jahre vor dessen theoretischer Manifestation zu betrachten (S. 78), da Goethes sprachskeptische Selbsteinschätzung des Romans als ‚inkommensurabel‘ noch über Zolas naturwissenschaftlichen Determinismus hinausgehe. Dazu kommt: „Im Gegensatz zum impliziten Sprachvertrauen Zolas akzentuiert Goethe gerade die Unzuverlässigkeit sprachlichen Bezeichnens“ (S. 81). Die dadurch erzeugte „poetologische Relevanz“ der Gleichnisrede (S. 82) lässt sich an der Problematisierung des Verstehens aufzeigen; sie betrifft die Kommunikation der Romanfiguren untereinander, das Text-Leser-Verhältnis sowie die Figur des Mittler, der geradezu als eine Allegorie des Missverstehens aufgefasst werden kann (S. 85). In den nächsten drei Kapiteln variiert Mittermüller dieses Interpretationsschema: An der Binnenerzählung „Die wunderlichen Nachbarskinder“ und der ‚camera obscura‘ des englischen Lords fällt die Ambivalenz des Erzählens auf, die „das Realsubstrat der Novelle ins Diffuse verschwimmen“ (S. 110) und die „gravierende Fehleinschätzung“ des Novellenerzählers sichtbar werden lässt (S. 113). Die Darstellung der Lebenden Bilder zeugten von einer ästhetischen Dialektik zwischen Bildwirkung und Romanwirklichkeit (S. 138). Und die Grundsteinlegung des Lusthauses spiegelt in ihrer Topografie die Erzählkonstellation des Romans (S. 146); besonders das mit den Initialen der Namen Otilie und Eduard gravierte Glas wird zum „Zeichen“ einer „semiotischen Manipulation“ Eduards (S. 160).

Die *Wanderjahre* rückt Mittermüller ganz in die „Antithetik zweier Zeichenordnungen“ (S. 165), nämlich der sprachlichen und der ikonografischen. An der Romanfigur des Joseph zeigt er dessen Bemühen, seine eigene Lebenswirklichkeit an Bildern auszurichten (S. 172); er entlarvt „diesen semiotischen Versuch“ aber auch als ein „illusionäres Konstrukt“ (S. 173): „Auf diese Weise arbeitet der Text dem vereindeutigenden Umgang mit Zeichen, wie ihn Joseph praktiziert, diametral entgegen“ (S. 177). Das „Prinzip semantischer Polyvalenz“, so Mittermüller, sei die „Grundlage der impliziten Poetologie“ der *Wanderjahre* (S. 178). Er exemplifiziert es am Bereich des Oheims und der Pädagogischen Provinz; in diesen Darstellungen unterlaufe der Roman „auf indirekte Weise seine eigene verbale Darstellungskompetenz“ (S. 194); durch seine Schriftkritik „markiert der Roman den eigenen Aussagemodus als vorläufig und defizient“ (S. 202).

Mittermüller versteht, was die „narrative Konstruktion“ betrifft, die *Wanderjahre* als Radikalisierung der *Wahlverwandtschaften*. Die traditionelle Figur des Erzählers verändere sich „vom souveränen Sinnstifter zum bisweilen hilflos wirkenden Verwalter eines umfangreichen Schriftcorpus“ (S. 202). Dies stimme mit der bekannten Selbstausage Goethes zu den *Wanderjahren* (zu Kanzler Müller) überein: „Es sei ja alles nur symbolisch zu nehmen, und stecke überall noch etwas anderes dahinter. Jede Lösung eines Problems sei ein neues Problem“ (S. 204f.). Dieser „Unabschlussbarkeit des Verstehensprozesses“ entspreche die „Hilflosigkeit des Redaktors“ (S. 205). Beides habe das „Paradigma der Ganzheit“ längst hinter sich gelassen; die „Archivfunktion“ des Erzählens verfolge „eine Strategie des Aufschubs“ (S. 206). Am rätselhaften Kästchen

als dem „Konvergenzpunkt von Sprachskepsis und Poetologie“ (S. 209) führt Mittermüller am Ende die Fäden seiner Analyse zusammen. Dieses Kästchen, das ein „unvollständiges Zeichen“ darstellt und daher „als Korrelat den Schlüssel benötigt“, wirft durch diesen Schlüssel seinen „Rätselcharakter“ auf (S. 213). Durch einen „symbolischen Akt des Aufschließens“ (S. 214) wird zugleich der „Versuch einer hermeneutischen Sinnstiftung“ simuliert (S. 215), die allerdings nicht gelingen kann. Ganz am Rand weist Mittermüller auf die poetologische Relevanz des Schlüssel-Motivs hin (S. 219), das schon in *Faust II* in einem solchen Kontext gestanden habe. Jetzt, in den *Wanderjahren*, enthält das Kästchen nichts mehr (S. 221). Dieses Kästchen wird daher „adäquates Abbild“ der „offenen Struktur“ des Romans (ebd.) mit seiner „Gegenpoetik“ (S. 220).

Mittermüllers Studie ist, was den Umfang betrifft, schmal; in der Sache ist sie es keinesfalls. Vielmehr führt sie, ohne den strapazierten Begriff zu gebrauchen, ‚close reading‘ in seiner angenehmsten Form vor. Trotz ihrer Komplexität ist sie lesbar geschrieben, auch wenn einmal ein Satz verunglückt.¹

Rolf Selbmann: Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München, E-Mail: rolf.selbmann@germanistik.uni-muenchen.de

1 Z. B. S. 7: „Darüber hinaus erfahren jene symbolischen Ordnungen eine besondere Aufmerksamkeit, vermittels derer sowohl die ‚Wahlverwandtschaften‘ als auch die ‚Wanderjahre‘ das Konzept eines dem Text qua Autorintention implantierten stabilen Sinngebungs- und Semantisierungsmusters subvertieren und damit die Vorstellung eines eigentlichen Gehalts, der jenseits der je individuellen Rezeptionshorizonte verlässlich rekonstruierbar wäre, verabschieden.“